

# Phili

von Arthur Eloesser

Weltbühne, XX. Jahrgang 1924, 1. Band

Ich lese die Erinnerungen: ‚Aus 50 Jahren‘ (Verlag Gebrüder Paetel) des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld, der am 12. Februar 1847 in Königsberg geboren wurde und am 17. September 1921 auf seinem Gute Liebenberg gestorben ist. Schon der Säugling wurde in die Wirren der Zeitgeschichte verwickelt. Sein Vater hatte als Kürassierleutnant einen revolutionierenden Bürger während der Märzrevolution vom Pferde herab niedergeschlagen. Die Familie des verhaßten Offiziers mußte mitten im Winter – damals heulten die Wölfe noch in Ostpreußen – nach Wehlauf in Sicherheit gebracht werden. Verdächtige Männer wollten dann das Kind stehlen, das man auf einer Wiese am Pregel in die Sonne gelegt hatte; nur der Geistesgegenwart der tüchtigen ostpreußischen Magd gelang es, das „Jungche“ zu retten, das sie vorurteilslos als ihr eignes ausgab. Das Mädchen rettete nicht nur einen Grafensohn, sondern auch einen künftigen Dichter, der ihr eigentlich eine von seinen vielen Balladen hätte widmen sollen; aber er erzählt auch so sehr hübsch, wie die Entschlossene als eine Art Jungfrau von Orleans gefeiert und in der Familie mit „Schmand“ und andern ostpreußischen Leckerbissen verwöhnt wurde. Diese Memoiren sind nach Erinnerungen, Briefen, Tagebüchern des Fürsten von dem Tübinger Geschichtsprofessor Johannes Haller geordnet worden, der uns auch noch ein vollständiges Lebensbild als Ergänzungsband versprochen hat. Der Herausgeber bemerkt, daß dem Staatsmann und Dichter die Lust an seinem Bekenntniswerke vergangen sei, und daß ihm sein hinfälliger Zustand auch keine regelmäßige, anstrengende Arbeit mehr erlaubt habe. Man erinnert sich, daß dieser hinfällige Zustand die Austragung des Harden-Prozesses Jahre lang vereitelt hat, und damit wird es wohl auch seine Richtigkeit gehabt haben. Schon lange vor Ausbruch des großen Krieges, so versichert der Herausgeber, habe Philipp Eulenburg das Verhängnis erkannt, das er abzuwenden sich vergeblich bemühte. In dem Untergang des Vaterlandes beklagte er zugleich den Schiffbruch des eignen, dem Staate und der Freundschaft mit dem Herrscher geopfert Lebens. „Travail pour le roi de Prusse.“ Es ist merkwürdig: alle von den Oberen haben etwas davon erkannt und dennoch, wenigstens bei Lebzeiten, klug ihr volles Herz gewahrt. Immerhin: diesem postumen Rechtfertigungsdrang verdanken wir eine Menge ungemein spannender

Memoirenliteratur über das wilhelminische Zeitalter, wie es ja immer fragwürdige und verderbliche Epochen sind, die das Beste dieser Art hervorbringen. Eine recht interessante, aber auch entsprechend kostspielige Lektüre. Für diese Unterhaltung werden wir noch lange zu zahlen haben.

Den Erinnerungen des Fürsten möchte ich meine eignen an ihn vorausschicken, mit denen ich allerdings gleich fertig sein werde. Während eines Manövers in den neunziger Jahren war ich sein Gast in Liebenberg. Unter den Unteroffizieren unsres altmärkischen Infanterieregiments – dieser Stand hat seine eigne Empfindlichkeit – ging ein erbitterndes Gerücht herum, daß sie mit den Mannschaften zusammen in einem Kuhstall untergebracht werden sollten. Wo doch jede „Charge“ ein Recht auf ein Bett, in dessen Ermanglung mindestens auf eine Matratze hat. Aber die Gekränkten wurden durch die Tatsachen versöhnt In dem Riesenstall, der uns abends aufnahm, standen keine Kühe mehr oder vielleicht noch nicht. Mit einer fabelhaften Regelmäßigkeit war für uns Stroh aufgeschüttet, es sah wie frisch gemalt oder in diesem Fall wie frisch gedichtet aus. Die tadellos getünchten Riesenwände schienen gradezu auf ein Fresko mit Szenen aus dem ehrwürdigen Betrieb der Landwirtschaft zu warten, von der es hier gar nichts zu riechen gab. Darauf war ich wohl der einzig Unzufriedene; wenn meine Nase zu entscheiden hat, schlafe ich lieber mit hundert Kühen als mit hundert Männern. Das Nächtigen im Stall soll ja ein Mittel gegen Schwindsucht sein; man kann für seine Gesundheit nie früh genug sorgen.

An die Geruchlosigkeit dieser Landwirtschaft mußte ich denken, während ich die Erinnerungen des Fürsten las, besonders wenn sie sich mit dem Hause Bismarck beschäftigen; aber auch einen Hautgout anderer Art, von Sumpf und Fäule korrupter Ueberkultur habe ich da nicht erschnüffeln können. Mit der sittlichen Verdorbenheit scheint da gar nicht viel los gewesen zu sein. Aus wie klugen Augen Phili auch um sich und nach oben sah – nach unten war die Aussicht ihm verstellt –: im Wesentlichen war er Poet und Troubadour und insofern ein Aesthet des schönen Scheins nach der ausgehöhlten Konvention. Seine paar hundert selbstgedichteten und selbstkomponierten Bardengesänge kenne ich nicht, was schon gegen sie spricht, mehr noch die Tatsache, daß Wilhelm II., alles Unechten sicher, sich dafür begeisterte, daß er als junger Prinz bei den Dohnas auf Pröckelwitz dem hinreißenden Barden in einem Zustand von Verzückung die Noten blätterte. Der Dichter, dem man seine unschuldige Marotte nachsah, der sehr amüsante Plauderer, der das Privileg hatte, als Freund Herberts zugleich bei Bismarcks und in dem verdächtigen Literatursalon der Schleinitzens verkehren zu dürfen, hat aus dem Hause des Altreichskanzlers

Beobachtungen von erschreckender Wahrheit mitgenommen, aber doch nur Augenblicksaufnahmen, grade weil er ein Poet, weil er ein unbefriedigter Aesthet war. Den damaligen münchener Gesandten verletzt in Kissingen die gründliche Betrachtung Bismarcks mit seinem Verwalter, um wieviel teurer sich die Bestellung eines Morgens mit Hackfrüchten als mit Halmfrüchten stellen könnte. Friedrich der Große, Napoleon, auch Julius Caesar hätten wahrscheinlich nicht weniger sachlich gefragt, wie die großen Leute, auch die Genies des Gedankens, die Shakespeare, Goethe, Michelangelo sich als oekonomische Naturen erwiesen haben. Am bayrischen Hofe wird ein Prinzesschen ohne Hirnschale geboren, das aber das Glück hat, schon nach wenigen Tagen diese harte Welt zu verlassen. Prinzessinnen brauchen keine Hirnschale – entscheidet Bismarck gelassen. Dieses entzückende Wort verletzt den Troubadour, der sich doch einmal das elegische Bekenntnis entschlüpfen läßt, daß von seiner Künstlernatur, von seinen Liedern, von seinem Gesang grade bei Bismarck niemals die Rede war. Der geniale Barbar entsetzt ihn auch durch das Geständnis, daß er nichts Schöneres an Landschaft kenne als die bewaldete pommersche Küste. Soll man sich Bismarck lieber als Touristen in einer venetianischen Gondel, von Mondschein aufgelöst und an der Süßigkeit des Südens vergehend, vorstellen? Der Mann wußte wenigstens, wohin er seinen Fuß zu setzen hatte, und welche Landschaft ihm stand in seinem Schlapphut, in dem langen schwarzen Rock und der von Eulenburg so auffällig oft hervorgezerrten leinenen Binde. Es war nicht nur der Poet, es war auch der Sprößling eines viel größern, verwöhntem, dem großbäuerlichen Grunde entferntem Hauses, der über die ländliche, noch von Ackerbau und Viehzucht genährte Atmosphäre bei Bismarcks aristokratisch die Nase verzog. „Denn internationale Gepflogenheiten des Verkehrs waren in diesem Kreis nicht zu finden. Der Hauch provinzieller Landedelleute aus kleiner Begüterung ist niemals aus dem Salon gewichen. Darum trug der ganze Familienkreis den Stempel der Echtheit.“ Immerhin der Echtheit, wenn sie auch peinlich war oder kompromittierlich in den Augen der großen Welt. Es kommt doch wohl nicht richtig heraus, wenn selbst ein feiner Beobachter und außerordentlicher Plauderer einen Großen so nahe sieht wie etwa die Maus den Löwen. Das alte Preußen ist bekanntlich auch durch einen Radolin, einen Münster, einen Hohenlohe nie besser repräsentiert gewesen als durch den noch gar nicht weltberühmten Junker, der in Petersburg, in Paris, in Biarritz nicht nur die Kaiser, sondern auch die Kaiserinnen und gar die Minister bezauberte. Eulenburg bringt die beiden Enden nicht zusammen; erzählt er doch selbst staunend, daß Bismarck seine Erzfeindin, die Kaiserin Friedrich, in acht Tagen und die alte Königin Victoria, die ihn wie die Pest haßte, in einer Stunde auf seine Seite gebracht hat. Doch nicht mit seinen Kürassierstiefeln.

Wir wissen, daß Bismarck, der überdies spät zu Vermögen kam, nach früherer Sorglosigkeit, nicht nur erwerbstüchtig, sondern auch habstüchtig wurde wie die meisten Menschen, auch Dichter und Künstler, wenn sie die Fünzig hinter sich haben. Und daß er sich auf seine Interessen mit der Zähigkeit eines Junkers, mit der Gerissenheit eines Pferdehändlers verstand. Phili der Skalde, der so viel Seeräuberkönige in Musik gesetzt hat, konnte sich gewiß nicht vorstellen, daß dieser Mann auch einmal Troubadour gewesen war, daß er mit Byron weltschmerzlich schwärmte und sogar an seine Braut über das Recht der Jugend auf Melancholie einen Brief schrieb, der alle Leistungen unsrer Literarhistoriker, auch von der neuen sublimes Schule, einfach zu Makulatur macht. Und wenn schon Dichter, hätte er doch gegenwärtig haben müssen, daß der bekannte Redner Bismarck ein sprachschöpferisches Genie, also auch ein Künstler war, daß er nach Luther, nach Goethe noch in Bildern zu denken verstand. Der zweiseitige Phili, den die Staatsmänner zu den Dichtern, die Dichter zu den Staatsmännern schoben, ersehnte für Deutschland und für sich ein goldenes Zeitalter, nachdem dem Reichsschmied das eiserne so gut gelungen war. Bismarck hätte die Kraft gehabt, heißt es da recht naiv für einen Lebenskenner, in Preußen-Berlin „großzügige“ Kunst zu entfalten, ihr Atem einzuhauchen, sie zu heben, zu begeistern. Dieser Satz beweist den Dilettanten an dem sich der Kaiser notwendig entzücken mußte; er bezeichnet auch den gewissen Idealismus, der so elegisch nach Förderung seufzt und so gutwillig an eine Verordnung oder Verleihung von Kultur glaubt. Mit welchem Mehrbesitz an Bildung, Erfahrung, Lebenskenntnis er seinen kaiserlichen Freund übertrifft, welchem Respekt er auch Ueberlegenheiten des Charakters oder der Leistung anerkennen mag - eins hat Eulenburg mit ihm gemein: daß er auch kein Lernender ist. Ihn blendete sein Dichtertum, wie den Andern das Gottesgnadentum. Die Kunst blühte ja, die der Skalde ersehnte, nur daß sie nicht grade wie eine Apotheose kam, um des Reiches Herrlichkeit den letzten Akt mit großer Beleuchtung und Musik zu liefern. Aber ich habe schon gesagt, daß diesem feinen Beobachter, diesem sehr reizenden sehr hörenswerten Plauderer die Aussicht nach unten verstellt war. Und es lag wohl so, daß auch die Kunst für ihn geruchlos sein mußte, so wie mir seine Landwirtschaft vorkam. Der sonst so Höfliche bezeichnet die Sezession kurz als einen Dreck oder etwas länger als eine Kunst, die ihr Haupt unter den frechen Ballonmützen der Berliner erhoben habe. Wir wollen ihm das nicht nachtragen. Bürgerlich geboren, auf eine literarische Karriere angewiesen, wäre Phili wahrscheinlich etwas wie Julius Wolff geworden, und da konnte er unmöglich auf die andre Seite, zu Max Liebermann und Gerhart Hauptmann hinüberkommen.

Bodenschwingh stammte aus dem tapfern, sparsamen, strengen, vor allem gegen sich strengen und auch sozial empfindenden Altpreußentum, das auf beiden Seiten, der liberalisierende Aufklärung wie der politischen Romantik, sehr sympathische Erscheinungen hervorgebracht hat. Und dem Wilhelm II., soweit es sich gegen die mammonistische Entwicklung noch erhalten hatte, ein Ende bereitete. Wie sehr dieser Mann der Antichrist war, hat der alte Bodenschwingh, mit seinen Krankenhäusern und Kapellen, mit seinen Kolonien und Torfmooren, mit Armut Elend, Krankheit jeder Art beschäftigt, wohl nicht mehr vermerkt oder vermerken wollen. Daß Bebel nicht der Antichrist war, wußte er längst, obgleich er bei Bielefeld lebte und mit Stöcker Freundschaft hielt. Der Mann, dem das Salz nicht dumm wurde, dem das Feuer nicht ausging. war, wie gesagt, kein Politiker, kein Theoretiker, kein Bücherschreiber und nicht einmal ein Bücherleser. Wie er gewirkt hat und weiter wirken kann, unmittelbar, rein persönlich, also apostolisch, sagt das Buch seines Sohnes, durch das der Vater, so weit es geht, in eigenen Worten spricht. Da sind große Kostbarkeiten. Als einmal von theologischen Streitigkeiten die Rede war, sagte Bodenschwingh, indem er auf seine Lieblingskranken, die Epileptiker, wies: „Hier sitzen die Professoren auf ihren Lehrstühlen und bringen uns deutlich bei, was Evangelium und was Gotteskraft zur Seligkeit ist.“ Keinem Schriftgelehrten steht das Recht zu, für seinen Dostojewski zu schwärmen, bevor er diesen Satz nicht inwendig gelernt hat.

War Philipp Eulenburg, der Freund des Kaisers, gefährlich? Der Memoirenschreiber beruft sich auf die Loyalität, mit der er zwischen Kaiser und Kanzler vor der Entlassung zu vermitteln suchte, im übrigen aber nicht ohne elegische Befriedigung auf eine Einflußlosigkeit, die ihm beim teuflischsten Willen nicht gestattet hätte, gefährlich zu werden. Höchstwahrscheinlich stimmt es so, auch ohne die Bestätigung des Grafen Zedlitz-Trützschler, der uns sehr klar macht, daß von einzelnen Persönlichkeiten nur die Einfluß haben konnten, die immer da waren, und die sich die Weisheiten des Kaisers staunend in beide Ohren gießen ließen. Ueber den Politiker Eulenburg, soweit es einen solchen gibt, wird billig erst zu sprechen sein, wenn mit dem andern Bande die vollständige Publikation vorliegt. Aus dem ersten haben die Zeitungen schon sehr viel Anekdotisches, Zeitgeschichtliches, Intimes von den Häusern Hohenzollern und Bismarck herausgepflückt, besonders die Liebestragödie, die Herbert zum Teufel machte, weil er die schöne Fürstin Elisabeth Hatzfeld nicht heiraten durfte. Phili war sein Freund; ich kann mein Mitleid nicht so verschenken. Dem Fürsten blieb noch genug; ist doch

auch sein Sohn schon Reichstagsabgeordneter.

Der Dichter Phili, der bei Bismarcks nicht singen durfte, hat dafür umso besser beobachtet, und er weiß plaudernd zu gestalten, sodaß es sich durchaus lohnt, ihm zuzuhören und zuzusehen.